Frankfurter Allgemeine Zeitung 30.01.2025 Bl. 1/1 PresseArchivNetzwerk

Kann ich mal ihre Wohnung sehen? S-chanf im Engadin

Das Sofa mit dem Pudel teilen

Vom Blick der Ziege und einem Heer aus Buchstaben: Begegnungen im Haus einer Elfe / *Von Naomi Schenck (Text und Fotos)*

Nach einem langen Spaziergang durch den Tiefschnee am Silvaplaner See mache ich in einem Gasthaus die Bekanntschaft mit einer feingliedrigen Person, von der ich nicht sagen kann, ob es ein Mann ist oder eine Frau. Aber ich erfahre, dass ihr Urgroßonkel ein lokaler Dichter war und Spezialist für bergüner romanische und ladinische Grammatik. Beide Dialekte seien voller Nuancen und verschlungener Regeln, ein wenig wie die hiesigen Häuser, die hinter massiven Mauern oft überraschende Räume und Winkel offenbaren. Der Vergleich bringt mich dazu, meine Neugier für das Innenleben von Häusern zu erwähnen.

Wenig später erzählt mir mein androgyner Tischnachbar von einer Frau im Ort, die in einem Haus mit sieben Schlafzimmern wohne und mal in dem einen, mal in dem anderen schlafe. Es sei eine elfenhafte Erscheinung hier aus dem Engadin, mit dem rätoromanischen Namen Ladina.

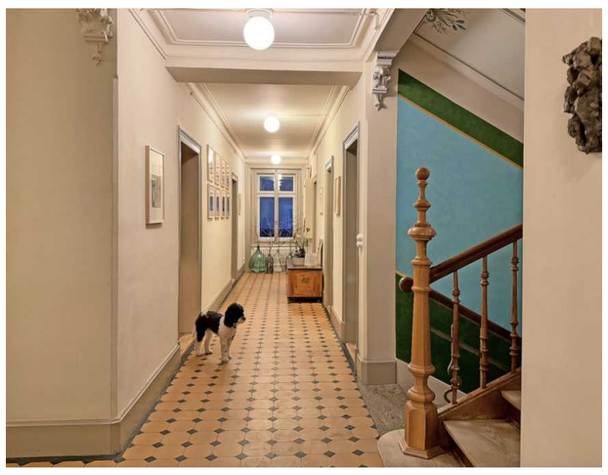
„Ein blondes Kind, das jede Blume und jedes Wildkraut benennen konnte, weil es von klein an seinen Vater, einen Bergführer, auf Wanderungen begleitete. Als ein Film über das Skifahren gedreht wurde, bei dem ihr Vater für die Sicherheit sorgte, wurde es als bergtüchtiges Mädchen mitgenommen, um beim Make-up mitzuhelfen. Und beim nächsten Film wieder. So lernte die Frau schon früh viele Menschen kennen, die aus Amerika und anderen Orten der Welt ins Engadin kamen, um hier Filme zu drehen, und sich bei Wanderungen, mit Trinkkuren und in den Heilquellen vom Filmedrehen erholten. Bald ging sie selbst in die Welt hinaus, lernte Modemacher kennen und Künstler, die sie malten und fotografierten. Sie selbst lernte, mit Farben und Tuch Menschen leuchten zu lassen. Und verkaufte die Bilder der Maler, mit denen sie befreundet war, an andere Freunde. Später kehrte sie ins Engadin zurück, so wie alle Engadiner irgendwann zurückkehren, und fand ein vornehmes, hundert Jahre altes Herrenhaus. Eigentlich war es ihr viel zu groß. Aber sie hatte ja Freunde, die weiterhin aus aller Welt in die Berge kamen. Und bei sieben Schlafgemächern sollten immer zwei oder drei frei sein, selbst wenn ihre Tochter da wäre oder ihr Ex-Mann, ein Architekt, der ihr half, das neue Heim behutsam umzubauen und die Seele des Hauses unbeschadet zu lassen.“

Mit diesen letzten Worten von der unbeschadet gebliebenen Seele des Hauses zieht sich die auf mich auch seltsam alterslos wirkende Person wieder in sich selbst zurück, gerade so, als habe sie sich durch ihre Erzählung ein wenig verausgabt, als bedeute jedes weitere Wort Raubbau an der eigenen Seele.

Obwohl ich gern mehr erfahren hätte, drängele ich nicht weiter. Und als ich meinen Tee zahle, bemerke ich, dass am Nachbartisch niemand mehr sitzt.

Tags darauf suche ich das Haus: die Straße hinauf, auf der rechten Seite, Nummer 7. Ein elegantes, puderrosa verputztes Anwesen mit hellblauen Fensterläden und mittigem Eingang wie bei einer kleinen Schule. Da ich keine Klingel sehe, drücke ich die Klinke. Das Vestibül duftet nach Mandarinen und Äpfeln, die in zwei Körben auf den alten Bodenfliesen stehen. Hinter der inneren Glastür erscheint eine schlanke Frau, in fließende helle Stoffe gekleidet und mit einem Telefon in der Hand. Der asymmetrische Pony fällt ihr halb in die Stirn.

„Ladina?“, frage ich.



Eigentlich zu groß – aber bei allein sieben Schlafgemächern ist zumindest immer ausreichend Platz für spontan eintreffenden Besuch. Verirren muss sich keiner. Es geht immer geradeaus.

Fotos Naomi Schenck

„Ja?“

Ich erzähle ein wenig davon, was ich im Gasthaus gehört habe, und sie bittet mich herein. Gern zeige sie mir später ihr Haus, gerade sei sie aber im Gespräch. Sie weist mir den Weg in einen gemütlichen roten Salon. Staunend nehme ich auf einem Samtsofa Platz, auf dem bereits ein eingerollter Pudel schläft, und betrachte die floralen Verzierungen an der Decke.

Ladina telefoniert in fließendem Französisch, das zu ihrer klaren und ruhigen Stimme passt, dann wechselt sie in den melodiösen Singsang einer anderen Sprache, die mir zugleich vertraut und exotisch erscheint. Ich vermute Rätoromanisch. Oder ist es Ladinisch?

Ihre von vielen weich-kratzigen ch-Lauten durchsetzten Worte werden in dem Maße leiser, wie sich ihre Schritte durch den gekachelten Flur entfernen. Währenddessen lasse ich das harmonische Miteinander von Gegenständen aus verschiedenen Epochen auf mich wirken. Die Vertäfelungen an Wänden und Decke. Bücherstapel, Kachelofen. Der Pudel hebt kurz den Kopf, als ich ihn streichele.

Nach einer Weile stehe ich auf und schaue mich vorsichtig um. Auch im Nachbarsalon, wo über dem runden Holztisch eine Lampe schwebt aus sieben leuchtenden Globen, wie Planeten. Auf einer übermalten Collage schaut mir ein Ziegenkopf direkt in die Augen. Im schnurgeraden, gekachelten Flur hängen historische Fotografien an den Wänden, Quittenzweige stecken in bauchigen, grünen Flaschen. Zu beiden Seiten gehen Zimmer ab. In der modernen Küche köchelt etwas würzig Duftendes auf dem Herd. Hinter dem türkis und grün gestalteten Treppenhaus mit seiner kunstvoll geschnitzten Balustrade öffnet sich der Flur zu einem kleinen, offenen Büro.

Ich sehe einen Schreibtisch voller Papiere, Bilder und bemalter Figuren, denen man eine geheime Bedeutung anmerkt. Hier lehnt ein fast wandfüllend großes schwarz-weißes Gemälde mit expressiv gemalten Buchstaben L A D I N. Sie kommen mir vor wie ein kleines Heer wild entschlossener Getreuer, die die am Schreibtisch sitzende Person beschützen sollen, ja die ganze aufgespannte Leinwand wirkt, als könne sie die Bildbesitzerin in eine wärmende Decke kleiden.

Zurück im roten Salon, ist es dämmrig geworden. Ich schaue mir eine Zeitschrift an, die zuoberst auf einem Stapel liegt; darin hochglänzende Fotografien der Räume, in denen ich gerade bin. Ich lese, dass die „Villa Flor“ von einer Familie gebaut wurde, die vom einst bettelarmen Engadin nach Parma ausgewandert sei und dort ein Vermögen gemacht hat. Als Besitzer einer Schokoladenfabrik seien sie wiedergekommen, so wie alle Engadiner irgendwann wiederkommen. Noch einmal hundert Jahre später verkauften deren Nachfahren das Haus. An Ladina.

Voller Gerümpel sei es gewesen, lese ich weiter im Interview mit ihr, sie habe nur das Klavier, einige Truhen und Bücher behalten.

Ich lehne mich zurück ins Sofa und streichele den Pudel. Dann erschrecke ich bis ins Mark, weil vor dem Kachelofen jemand sitzt.

Im Halbdunkel erkenne ich die Person aus der Gaststube, die hier aufrecht und mit Federhalter etwas in ihr Heft notiert. Ich warte, bis sie aufschaut, aber sie scheint mich nicht zu erkennen. Ihr Blick geht in die Ferne, und in ihren gletscherblauen Augen spiegelt sich die Tiefe der engadinischen Geschichte.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine ARCHIV